Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 18 (1914)

Artikel: Schreinermeister Lilienbart

Autor: Matthey, Maja

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575271

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Will eine Ruh mir suchen...

Will eine Ruh mir suchen, Die nicht von dieser Welt. Der Abend rauscht in Buchen Und legt sich müd aufs Feld.

In meiner Bruit erwacht. Der Tag fließt von den hängen Ueber den schwarzen Matten Und senkt sich in die Nacht.

Ich fühle, daß im Weiten Ein seliges Reich muß sein. Des Stroms goldkühles Gleiten Auf schweren Wolkenzügen Schlummert allmählich ein.

Es ist ein schmerzvoll Drängen Ich fühle, daß im Schatten Noch lichte Pfade gehn. Unirdische Stimmen wehn.

So will ich denn mich fügen, Dem Tag und seiner Last. Silbert des Mondes Glast.

Ueber die schlafenden Buchen Ein segnend Leuchten fällt. Will eine Ruh mir suchen, Die nicht von dieser Welt.

Adolf Attenhofer, München.

Schreinermeister kilienbart.

Erzählung von Maja Matthen, Zürich.

Nachbrud berboten. Alle Rechte borbehalten.

Dort, wo die Straße der Stadt aus den Geschäfts= häusern, den eleganten Restaurants, den Theater= und Ronzertbauten in das Viertel der kinderreichen Leute führt, wo den Tag über die Straße widerhallt vom Getrappel eiliger Rinderfüße, vom Gezwitscher emsiger Plappermäulchen und dem rauhen Rufen gebrochener Rnabenstimmen, dort steht an der Ede ein Säuslein, etwas niedriger als die andern, mit einem breiten, altmodi= schen Bordach, darunter ein blaues Emailschild baumelt, so blau wie der Himmel zur Frühlingszeit. In verschnörkelten, mit Rosen und Blattwerk eingelegten Buchstaben ist darauf zu lesen: Schreinermeister Lilien= bart. Diese bunte Schilderei, die auf einen altväterischen Geschmad und eine warme Freude an Farben deutet, sticht aus dem Einerlei des übrigen Häuser= und Gassen= gewirrs heraus, wie ein funkelnder Maientag aus dem Grau eines neblichten und verwölften Himmels.

"Schreinermeister Lilienbart," schrieen die Rinder auf der Gasse, faßten sich an den Sänden und schritten im Kreise singend: "Lilienbart, Lilienbart, mach mir ein Bettlein zart und mir eine Wiege! Lilienbart, Lilienbart, bau mir zur Himmelfahrt eine Stiege!"

Die Tür der Werkstatt öffnete sich. Ein Mann im Schurz, den Hobel in der Rechten, ein paar Späne in dem langen fuchsroten Bart, sprang heraus und fuchtelte mit dem Hobel gegen die Rinder. "Schert euch, Faulpad!" rief der Gereizte.

Die Kinder verstummten im Augenblick. Dann wagte sich eines der Beherzteren vor. "Eine Wiege, Lilienbart, eine Wiege ..."

"Eine Stiege zur Himmelfahrt," echoten die andern, sprangen um den sich wehrenden Mann und haschten nach dem Spänlein, das ihm im Gewand hing. Dabei gelang es ihnen, einen Blid in die Werkstatt zu tun. D, du Herrlichkeit! Da stand allerlei Gerümpel, Stühle und Tische und Schränklein, Konsolen und Truhen, die alle an einem Schaden krankten. Da drin= nen sah es aus wie in dem Märchenbuch, dessen Bilder sie alle fannten.

Der unbeholfene Mann konnte sich der Kinder nicht erwehren. Immer heftiger drängten sie, bis er einen der Blondköpfe hochhob, schüttelte und ihm drohend versprach, daß sein Hobel, der so wohl verstände, das Holz weiß und glatt zu schälen, auch wohl so ein wider= spenstiges Mägdlein um Zopf und Haar zu bringen ver= möge. Da stob die Schar freischend auseinander. Nur das Gefangene hielt der Meister noch eine Weile hoch, aleichsam den Davonstiebenden zur Warnung vor ähn= lichem Schicksal, bis sein Blick in zwei schreckgeöffnete Augen fiel. Die waren wie blaue Steine anzusehen, ohne Ausdruck und ohne Leben, und waren entsekt auf den Hobel gerichtet, den der Schreiner in der freien Hand schwang. Da erbarmte sich Lilienbart des Häufleins Angst, und mit dem Erbarmen war auch der Zorn über

die Kinder verflogen, die ihm zum Spott und seinem Namen zum Aergernis das Reimlein gesungen hatten. Er stellte das Kind sachte auf den Boden, hielt es noch eine Weile fest am Schürzlein, als er merkte, wie die Füße gar geschwind den Gespanen nachstrebten. Etwas Weiches kam dabei in seinem Herzen empor, etwas Zartes und Altväterisches, das wie der Blumen= zierat in seinem Schilde war. "Wie heißest du Bög= lein?" fragte er vorsichtig. Das Kind war nicht so schnell zu gewinnen. Zu sehr war ihm die Sorge um seinen Haarschopf ins Herzlein gefahren. Da wußte der Mann nichts anderes zu tun als die zappelnde Angst freizu= geben.

Wie er sie so dahinschießen sah, das Hälslein einwenig zur Seite gebogen, immer auf dem rechten Fuß vor= aushüpfend, den linken schlenkernd nachziehend, da tauchte eine Kindheitserinnerung in ihm auf. Er sah das freie Dorfplätchen vor sich, dunkel beschattet von Nuß- und Lindenbäumen, und zwischen den Stämmen das Breneli, der Sali Anna ihr jüngstes Kind.

"Breneli," rief er laut, "Breneli!" Das Kind stutte beim ersten Anruf, wandte den Kopf beim zweiten, und als er zum dritten Male Breneli sagte, blieb es stehen, wandte sich herum und stedte den Finger ins

Mäulchen.

"Ja, es ist das Breneli," sagte der Schreinermeister Lilienbart. Sogleich verwarf er den Gedanken wieder, schalt sich einen Simpel und Zeitverdreher, der ein Rindlein, das vor vierzig Jahren jung gewesen war, nun vor sich zu sehen glaube in der gleichen Gestalt wie einst. "Ach nein, die Bre seiner Jugend, die war jest eine herbstelnde Frau, die war wie er über die Jugend hinaus, aber das Kind, das Kind!" Er strich sich über den Fuchskopf und fraute sich im Fuchsbart. Da= bei kamen ihm ein paar Spänlein in die Finger. "Einen Stundenlohn versäumte ich da mit dem Kinderge= stürm," brummte er, "und das Geld ist noch nicht billiger geworden als früher. Es kostet immer noch Schweiß und Zeit, bis so ein Taglöhnlein wohl ausgibt."

Ohne sich umzusehen, ging er zurud in seine Werkstatt, fuhr mit dem Hobel über das weiße Holz und zeich= nete das Stücklein heraus, das er zum Flicken brauchte. Beim Sägen tropfte es ihm schwer von der Stirn. Ein Astansak war mitten in sein Schneidwerk gefahren. Die Säge wollte nicht vorwärts, nicht rückwärts

beißen.

"Lilienbart," verhöhnte er sich, "Lilienbart, Kinder= spott, ja, recht so. Kannst nicht einmal ein glattes Stud

heraussägen!"

Der Leim sott im Tiegel. Da warf er die ange= fangene Arbeit hin, stellte den Leimtopf aufs Fenstersims und setzte sich auf die Truhe, die als solidestes Stück in der Werkstatt stand. "Die Bre," schoß es ihm durch den Sinn, "die Bre!" Seine Hausfrau rief ihn zum Abendessen. Sie mußte zweimal rufen und, wie sie es in der Gewohnheit hatte, wenn der Mann auf sich war= ten ließ, gegen die Türe mit dem Rochlöffel poltern, zum Zeichen, daß ein Gewitter im Anzuge sei, wenn die Erdäpfel in der Pfanne anbrannten, wegen ihm, wenn der Kaffee übersott, wegen ihm, und die Milch einen häßlichen dicken Pelz bekam vom Stehen, alles wegen ihm, wegen seiner Saumseligkeit.

"Lilienbart!" wiederholte sie entrüstet und klopfte nochmals mit dem Rochlöffel gegen die Tür seiner Werkstatt und dem Meister mitten hinein in seinen Traum. Seufzend stand er auf.

"Es war Zeit," betonte sie scharf, rümpfte die Nase und zog das Fleisch von ihr zurück, um sich einen strengen

Anschein zu geben.

"Ja, Rathrin," antwortete der Mann geduldig. nahm sich eine Stabelle und setzte sich an seinen Platz.

"Was stierst du?" forschte die Frau. "Willst du ein Loch in die Luft oder gar in den Himmel guden?" Da= bei schüttete sie die Erdäpfel aus der Pfanne auf den Tisch, schob die Raffeebeden zurecht und begann mit dem Messer zu hantieren.

"Frau," begehrte er da auf, besann sich gleich wieder und sagte in sanfterem Tone: "Eine Stiege soll ich bauen, bis in den Himmel, sangen die Kinder und schritten dazu den Reigen, Frau, eine Stiege bis in den Sim= mel, und das eine, das da mitgesungen hat, es war freier wie die andern und kam mir warm und zappelich in den Arm zu liegen, das war das Breneli!"

Die Frau wußte nichts von einem Breneli; aber sie hatte ihrem Manne kein Kind gegeben, so ducte sie sich und mußte es leiden, daß er nach andern Kin=

dern auslugte.

"Das Breneli?" fragte sie lauernd. Eine wilde Eifersucht pacte sie. "Ei, das Breneli," wiederholte sie.

Der Meister schob den Teller mit Erdäpfeln zurüd:

"Gute Nacht, Frau!"

"Pressierst du so nach dem Breneli?" konnte sie sich nicht enthalten, ihm nachzurufen, und gab der Stabelle, darauf er gesessen, einen Stoß, daß sie in eine Ede des Raumes flog. Durch die Worte der Frau wurde es dem Meister flar, daß es die Sehnsucht nach seiner Jugend war, die ihn aus dem Hause trieb. Irgendwo in der Nähe mußte ein Goldköpfchen wohnen. Irgendwo erzählte ein Plappermäulchen, was ihm an Abenteuerlichem der Tag gebracht. Vielleicht konnte er einen Glanz oder einen Ton erhaschen. Er schritt die Straße ab, sah hinein, wo die Haustüren offen waren, und wo ein Kindlein lief, blidte er ihm auf den Zopf. Aber keins hatte solch goldiges Seilchen im Rücken hängen wie das Breneli, das ihm warm im Arm gelegen hatte. Er sah, wie die Laternen angezündet wurden, und machte sich auf den Seimweg.

Die Rosen glänzten bunt im blauen Schilde, das über seiner Türe hing. Das hatte er von daheim aus dem Dorfe mitgebracht in die Stadt. Schon sein Bater war ein Schreiner gewesen. Wäre jemand aus der Verwandtschaft der Vre hier vorbeigekommen, das Schild hätte ihm verfündet, daß hier einer wohne von Schwarzseen, daß hier einer war aus dem Dorfe, dazu auch sie gehört hatten, ehe die Stadt sie aufnahm, die große, alles verschlingende, ummodelnde und neu-

prägende Stadt.

"Reines hätte mir den Schimpf angetan und wäre vorbeigegangen," dachte Lilienbart, und wie er die Türe aufstieß zu seinem Weibe, stieß er den Eindruck des Tages zurück. Heiß warf sich ihm die Kathrin ent-

"Kathrin," murmelte er, "Kathrin, die Zeit ist vors bei!"

"Nein," trotte sie wild. "Nein, Mann!" Sie blies das Licht aus und ließ nur den Schein von der Straße durchs Fenster hereinfallen. Der war sanft und verswischte die Einzelheit und hob das Ganze.

"Kathrin, du Wilde," stöhnte der Mann und versgrub sich in ihre Zärtlichkeit. Früh am Morgen stand das Weib auf, strich um die Nachbarin herum und fragte einem Mägdlein nach, das auf den Namen Breneli höre. Die Nachbarin wußte nichts zu sagen. Sie wagte sich weiter in die Straße hinein, immer mit dem gleichen Mikerfolg. Um Mittag schlug ihr Kochlöffel hart an die Ture des Schreiners. "Lilienbart," rief sie, "Lilien= bart!" Der kam, schlürfte seine Suppe und wunderte sich, daß die Fleischstücke darin hart und das Gemüse nicht weich war. Noch nie war das gewesen in seiner Ehe, in all den vielen Jahren, die zwischen ihrer ersten gemeinsamen Suppe und dieser lagen. Oder waren seine Zähne stumpf geworden und abgenutt, wie alles wird mit der Zeit? Die Frau schalt nicht, als er die Fleisch= und Gemüsestückhen unberührt vom Teller auf den Rand hinausschob. Nach Mittag zog die Frau wieder aus, blieb an jedem Spielplak stehen, und wo ein paar Kinder im Reigen schritten, hielt sie an und suchte nach dem Breneli. Sie wußte nicht, warum sie nach dem fremden Rinde forschte. Sie tat es aus einem dunkeln Triebe heraus, aus einer Leidenschaft, aus einer Eifersucht und einem dumpfen Gefühl, das sie an= stachelte, das Kind sehen zu wollen, daran ihres Mannes Berg warm geworden war.

Lilienbart wußte nichts von dem Treiben der Frau. Er stand in seiner Werkstatt, ließ die Späne fliegen und setzte ab und zu den Hobel ab, lauschte hinaus, als könnte er den Ton eines Ringelreigens auffangen, als müßte ein süßes Stimmchen aus der Menge anderer hervortinen: "Lilienbart, Lilienbart, mach mir eine Wiege, mach mir zur himmelfahrt eine Stiege!" Er begriff nicht, wie ihn die unschuldigen Verslein jemals zu ärgern vermochten. "Daß ich ein solcher Griesgram war," sprach er. Fast unbewußt formte er Brettlein zu Brettelein, schob Querbalken unter und baute ein Wieglein zurecht. Das sollte dem Verneli gehören. Wenn er es wiedersah, sollte das Kind das Wieglein haben.

Mann und Weib, beide kauten auf ihre Art an dem Moden, den ihnen das Schicksal zwischen die Zähne geschoben hatte, oder war's der Zufall oder eine andere Möglichkeit dieses an Kätseln reichen Erdenlebens? Jedes suchte auf seine Art sich der Kinderärmchen zu erwehren, die sie zu fühlen glaubten, jedes auf seine Art voller Verlangen und voller Trop.

Des Meisters Baß klang aus der Werkstatt. Um das zarte Stimmchen zu übertönen, das da in seinen Ohren sang, ihn mit Erinnerung und Sehnsucht plagte, sang er ein lautes kräftiges Lied. So ging die Woche zu Ende. Grade rüstete sich der Schreiner zum frühen Feierabendschluß, da bimmelte zaghaft das Glöcklein zu seiner Werkstatt. Ein Altweiblein schob sich herein.

"Ihr kommt zu spät," brummte Lillenbart. "Kommt wieder am Montag!"

"Mich treibt die Not," sagte die Alte kurz. "Ihr seid von Schwarzseen, darum komme ich zu Euch."

"In dem Fall schlag ich's nicht ab," antwortete Lilienbart und streckte der Alten die breite Handsläche hin. "Das Maß, Meister, und kommt!" sprach die Alte und wollte zur Tür hinaus.

"Eh, eh, ohne einen Trunk geht mir keine vorbei, die mir die Heimat schickt, ohne meiner Kathrin Grüß Gott kommt mir keine fort, die von Schwarzseen berichtet," antwortete Lilienbart und zog die Widerstrebende die Stiege hinauf zu seinem Weibe.

"Kathrin, da ist eine, die kann von Schwarzseen erzählen!" rief er fröhlich und stolz, daß die Seimat etwas von ihm begehrte. Diese Anhänglichkeit hatte er nicht verloren in den Jahren, da ihn die Stadt zum unabhängigen Mann gemacht hatte. Dieser altväterische Zug war ihm geblieben und stellte ihn in Kontrast mit der neuen Zeit, so, wie sein Schild in Kontrast stand zu den Kunstwerken in Schwarzweiß, mit denen seine Brüder im Sandwerk ihr Können den Leuten ins Gebächtnis riesen.

"Heute nicht," wehrte die Alte der Gastlichkeit der Lilienbart. Sie nahm einen Zipfel ihrer dunkeln Schürze vor die Augen. "Heute fällt mir das Schlucken schwer."

Da erkannten die Lilienbart, daß ein Totes zu bergen war, daß es einen Sarg zu schreinern gab und die Heimat nicht kam, um mit ihnen zu festen. Still führte der Mann die Alte zurück über seine Schwelle.

Straßauf, straßab ging es, in ein Hinterquartier, das sich um einen Hof gruppierte. Viele Stegentritte pustete die Alte voran. Selbst der Meister ichnappte nach Atem, als die Frau im fünften Stocke eine Türe öffnete. Durch einen schmalen Raum, darin ein Haufen Rleider hing, kamen sie in einen zweiten. Den erhellte ein Kerzlein. Ein Weib lag langgestreckt auf dem Holz. Lilienbart vermochte das Gesicht nicht zu erkennen. Das war müde und abgehetzt und glich keinem der Gesichter der Dorfschaft. Das war ein fremdes, armes Gesicht, dem nicht einmal der Todesfrieden das Elend abwischen konnte. Er machte sich daran, das Maß zu neh= men. Wie er zu den Füßen kam, schoß etwas Kauerndes empor, ein Goldköpfchen leuchtete auf im Rerzenschein, und blaue Augen, darin das Entseken sak, starrten den Meister an.

"Breneli," rief der aus seiner Ueberraschung heraus, "Breneli, Bre ..."

"Kennt Ihr sie wieder," fragte die Alte, "die Bre aus Schwarzseen ..."

"Die nicht," stotterte der Mann, "aber das Kind, das Kind . . . "

"Nun ist's ein Waislein," jammerte die Alte, nahm das Kind beim Kopf und hüllte sein Gesicht in das dunkle Schürzentuch.

Der Meister betrachtete die Tote, und wie er sie jetzt ansah, langsam, langsam entwirrte er aus ihren Zügen die seiner Jugendgenossin. Das Maß entglitt seiner Hand.

"Ihr Leben ist bald erzählt, ihr Leben hier in der Stadt. Ein Jahr nach Euch kam sie hierher und hat vor zehn Jahren das Kind da aufgelesen, das Brenesi, und konnte nicht sagen, wer es ihr in den Schoß geschafft hatte. Sie hat's groß gebracht, und heut, als es mit ihr zu Ende ging, da sagte sie: Der Lisienbart, der ist aus Schwarzsen, wie ich, der erbarmt sich meiner letzten Not. Nachbarin, bestellt das Särglein für mich bei ihm. Viel Holz brauchts nicht, hat sie gesprochen und ist dann gestorben." So berichtete die Frau.

"Die hat sich nicht geirrt in mir, die Bre," antwortete der Meister ruhig, nahm das Maß zu Ende und streckte die Hände nach dem Kinde aus. "Komm, Breneli!" Er ergriff das Zögernde und zog es fort aus der Totenkammer.

"Da hast du's," rief er seiner Frau entgegen, "das Breneli ..." Ein Ruck ging durch das Herz der Kathrin. Die Eisersucht riß ihr am Herzen; aber die Liebe wollte auch darin aufgehen. Heftig nahm sie das Waislein an sich und bettete es ein in ihr üppiges Fleisch.

Das Kind ließ nach mit Weinen und drückte sich fest an die Kathrin. Die hielt ganz still vor Glück, wurde weich und sanft und tat mit dem Kinde, daß darüber dem Schreiner die Augen naß wurden: Seine Kathrin, seine wilde Kathrin! Heute wuchs sie ihm zum zweiten Male ans Herz, heute, nach dem ersten Male, damals, als er um sie gefreit hatte ...

Bis spät in die Nacht flog sein Hobel über weiße Bretter. Bis früh in den Morgen sägte er und klopfte er und fügte Stück zu Stück. Daß das tote Elend gut schlafen möchte, legte er von den Hobelspänen die frische= sten in sein Werk, drudte sie zurecht, sodaß ein bequemes Lager entstand. Er paßte den Deckel auf und schnitt das Viered heraus. "Eigentlich ist das Glaserarbeit," sprach er in Handwerkerstolz, setzte dann aber doch das Fensterlein ein, durch das das letzte Erdenlicht ins tote Antlit fallen konnte. Dann schulterte er den Sarg, trug ihn hinaus in die Nacht und hinauf, wo oben im fünften Stock die Bre lag. Mit sanften Sänden bettete er sie ein. Ein dankbarer Blid streifte ihren erkalteten Schoß. "Daraus ist uns das Beste gewachsen, der Kathrin und mir, das Kind zum Liebhaben," dachte er. Er schloß den Sargdeckel und ging hinaus ins Frühlicht, so jung, so reich, als lägen, statt der fünfzig, ihm dreißig Jähr= lein auf dem Rücken. Das Schild der Lilienbart glänzte im Morgenschein, himmelblau der Untergrund und glutrot die Rosen im grünen Gerank. Lustig summte er por sich hin: "Lilienbart, Lilienbart! Mach mir eine Wiege, bau mir zur himmelfahrt eine Stiege!"

Das Wunder des heiligen Veronius.

Nachbrud berboten.

Eine Geschichte aus Brabant, nach dem Leben geschildert von F. Dietler=Jaeger, Tweebeek.

Das Fest von Ecaussines, das Fest der Heiratslustigen! In Ecaussines soll die Ueberzahl der Mädchen besonders groß und die Lust, Ste. Cathérine's graziöse Coiffure anzunehmen, besonders klein sein. Aber die Mädchen sind praktisch veranlagt hierzulande. Sie sehen sich nicht hin und klagen: "Jo voudrais dien me marier, mais il me manque se fréquenté!"— sie kämpsen mit Umsicht und Energie gegen das drohende Schickal des Altjungferntums. Bon alters her geben die heiratslustigen Schönen sehen Sommer ein Fest mit Waldspaziergang und Festzug, mit Pichnick und Tanz und laden dazu alle heiratssüchigen Männer der Gegend ein. Diese werden dafür aufgefordert, sich unter den Gastgeberinnen womöglich eine Gattin auszuwählen.

So sind an diesem Sonntag auch von Tweebeek die meisten Einwohner nach Ecaussines gefahren, teils als Neugierige, teils als Eingeladene. In den engen Gassen, in denen die Julibitge brütet, treiben sich nur wenige Kinder herum. Auf der Mauer der Brück, die über die Senne führt, liegen einige Fabrikarbeiter, die Sonntagsdienst haben, lang ausgestreckt und verschlasen ihre Mittagspause. Auf den Türschwellen sitzen barführe Weiber, die schlasenden Kleinsten auf den Knieen. In kleinen Gruppen hoden alte Männer beisammen. Die Fühe halb aus den schweren sabots gezogen, sitzen sie auf ihren Fersen und beschwaßen und bespötteln die Tagesereignisse daß die Helden Rock mit Falten und daß die Berthe endlich anfing, weniger dürr zu sein, das arme Gerippe ...

"Dafür wird die Amélie magerer."

"Der Jean-Pierre wird ihr Rummer machen."

"Dummes Zeug!"

"Sie sind nicht mehr so viel beisammen."

"Wird eine Laune sein. Wenigstens geht er mit keiner andern."

"Wahr! Und sie ist beständig bei den alten Leroux."

"Das gibt mal eine Hochzeit!"

"Mit dem Marcel sieht man ihn auch nicht mehr."

"Sie sollen Streit gehabt haben!"

"Bewahre! Aber der Marcel weicht ihm aus."

Unterdessen schritt Jean-Pierre allein durch die Felder und fragte sich, warum er die Amélie früher so hübsch gefunden. Eigentlich war sie doch recht klein und unbedeutend, und ihr Lachen und Spötteln ärgerte ihn — und überhaupt! Die Mädchen waren alle langweilig und dumm, und er mochte keine, er mochte nicht heiraten — nein, wahrhaftig!

Da stand er vor dem Sintwaler Hof.

Wie eine Festung erhob sich dieser auf einem kleinen abgestachten Hügel. In weitem Bogen führte die Straße auf das
breite überdachte Hoftor zu. Links davon erhob sich das Wohnhaus, schmal und hoch, mit spigem Giebel, weiß getüncht dis
an das graue verwitterte Dach. An den Fenstern leuchteten
brennend rote Geranien hinter weißen glatten Gardinen.
An das Wohnhaus schlossen sich, im Biereck um den großen
Hof herum gebaut, die Ställe, Scheunen und Wirtschaftsgebäude, niedrig und langgestreckt, Fenster und Türen nach
der Hosseite, sodaß man von außen nur weiße Mauern mit
regelmäßigen Luken, die Schießscharten glichen, sah.

Das große Hoftor stand offen. In dem wohlaufgeräumten Hof war nichts Lebendes zu sehen als einige Hühner und Enten und der große Hofhund, der an der Kette zu schlafen schien. Doch als Jean-Pierre ein kleines Lamm, das sich vor dem Tor sonnte, streichelte, fuhr er mit wütendem Gebell auf. Troßdem zeigte sich niemand. Jean-Pierre wußte, daß der Bauer in der Stadt war, und daß Mägde und Knechte nach Ecaussines gefahren sein würden, hätte er gewußt, auch wenn

er sie nicht am Morgen vollzählig begegnet hätte.

Während Pierre noch am Hoftor lehnte, wurde die Tür vom Wohnhaus geöffnet, und Antje trat heraus. Er sah reglos zu, wie sie zwei mächtige Kessel am Pumpbrunnen hinten im Hof füllte. Die Aermel hatte sie zurückgestreift; er sah die vollen träftigen Arme, wie sich in der Anstrengung des Pumpens die Muskeln spannten, doch die Gestalt bog sich kaum dabei. Dann hängte sie die Kessel an eine Art Joch, das sie über die Schulter legte, und hochausgerichtet, mit gleichmäßigen Schritten, kam sie über den gepflasterten Hof zurück. Erst bei der Tür bemerkte sie Jean-Pierre. Sie stellte die Eimer ab und suhr mit der Hand über das blonde Haar, ohne zu grüßen. Da kam er näher und streckte die Kand aus.

"So geht das nicht weiter, Jean-Pierre!" sagte Antje ruhig

und bestimmt.

"Nein, so geht das nicht weiter!" wiederholte Jean-Pierre ihre Worte.

"So geh und laß mich!"